

## **Aus Wolle gewoben, aus Dank geboren**

*„Der Glaube, wir könnten oder müssten unser Glück verdienen, ist eine Quelle des Unglücks. Wenn wir vernachlässigen, uns in Dankbarkeit zu üben, werden wir bald glücksunfähig sein. Denn ein Mangel an Dankbarkeit ist der Graue Star des Herzens: Er trübt die Augen des inneren Menschen, sodass wir – lebensblind – das Gute nicht länger sehen.“ - Martin Schleske*

Als ich an einem grauen Nachmittag nach der Schule zu meiner Oma fuhr, war ich innerlich völlig erschöpft. Der Schulstress hatte mich fest im Griff und ich fühlte mich, als würde ich unter einer unsichtbaren Last stehen, die jeden Tag schwerer wurde. Als wäre das nicht schon genug, stand Weihnachten bald vor der Tür und ich hatte noch immer keine Geschenke. Ich war gereizt. Müde. Überfordert. Und gleichzeitig war ich überzeugt, dass ich all das allein schaffen musste. Als ich die Tür öffnete, roch es bereits nach frisch gebackenem Brot und meine Oma empfing mich mit offenen Armen. Sie sah mich an, musterte mein Gesicht und sagte nur: „Du siehst aber müde aus. Wie war die Schule?“. Ich setzte mich zu ihr und ohne, dass ich viel erklären musste, begann sie zu erzählen.

„Früher war alles anders. Weißt du, ich habe mir mit meinen Geschwistern ein einziges Zimmer geteilt. Kannst du dir das vorstellen?“ fing sie an, um ihre Kindheit Revue passieren zu lassen. Wie es zu Weihnachten keine teuren Geschenke gab, keine Markenklamotten, keine Berge von Verpackungen, die man achtlos zur Seite schob. „Einmal“, sagte sie und ihre Augen begannen förmlich zu strahlen, „habe ich eine selbst gestrickte Puppe bekommen. Es war der Morgen nach Weihnachten. Alle Geschenke waren bereits ausgepackt und dann sah ich die Puppe ganz oben am Baum versteckt.“ Sie hielt kurz inne, als würde sie die Puppe in Gedanken noch einmal finden, „Ich war so dankbar dafür. Weißt du, ich habe sie bis heute.“

Dankbarkeit ist keine bloße Gefühlsregung, sondern eine Form des Sehens: Sie macht das Gewöhnliche wieder sichtbar und entzieht dem Leistungsdruck seine Deutungsmacht. Diese Puppe war mehr als ein Spielzeug: Sie war ein Stück Liebe, das man in Händen halten konnte. Ein Symbol, dass Dankbarkeit nicht von der Größe eines Geschenkes abhängt, sondern von der Tiefe, mit der es gegeben wird. Ich dagegen war oft überzeugt, alles allein schaffen zu müssen, um etwas wert zu sein. Aber wenn wir glauben, alles Gute sei nur ein Resultat unserer Leistung, dann hören wir auf uns beschenkt zu fühlen. Dann wird jeder Moment der Freude zum Test, jede Schwäche zur Schuld. Dann wird Glück zu einem Wettbewerb und Dankbarkeit verschwindet. Wie Paulus in Epheser 2,8-9 schreibt, werden wir durch Gnade gerettet - durch Glauben. Wir selbst haben nichts getan, es sei Gottes Geschenk und nicht

unser eigenes Werk. Es zeigt: Jede Erfahrung, jede Liebe, jeder Moment ist ein Geschenk, das nicht verdient, sondern empfangen wird.

Meine Oma erzählte, wie Weihnachten damals weniger ein Fest des Konsums war, sondern ein Fest der Nähe. Ein Fest, an dem man dankbar war, dass man zusammen war. „Wir hatten vielleicht weniger, aber wir hatten einander. Und das war genug.“ Während sie sprach, wurde mir bewusst, wie sehr sich Weihnachten verändert hat. Wie schnell aus einem Fest des Empfangens, ein Fest des Vergleichens geworden ist. Ist der Baum perfekt geschmückt? Sind die Geschenke teuer genug? Wir hetzen durch überfüllte Einkaufszentren, vergleichen Preisaktionen und wünschen uns, dass alles genauso wird wie in der Werbung. Und dabei merken wir gar nicht, wie still die Dankbarkeit geworden ist. Wie schnell ein „Danke“ durch ein „War das alles?“ ersetzt wird. Doch Weihnachten war nie dazu gedacht, bewertet zu werden. Es beginnt in einer Krippe. Dort, wo nichts perfekt ist und doch alles möglich wird. Ein Gott, der sich klein macht, um uns zu zeigen, dass das Kleine nie zu wenig ist. Wie die Engel den Hirten verkündeten: Fürchtet euch nicht! Siehe, ich verkündige euch große Freude, die dem ganzen Volk widerfahren wird: Euch ist heute der Heiland geboren. Dieses Geschenk zu erkennen, ist der erste Schritt zur wahren Dankbarkeit.

Ich dachte an meinen heutigen Schultag. An die Präsentation, die mich gestresst hatte. An die Angst, nicht genug zu sein. An die To-do-Listen, die ich im Kopf mit mir herumtrug. Und plötzlich fühlte sich all das so klein an. Nicht unwichtig, aber klein. Ich sah wieder meine Oma an. Sie war zufrieden, dankbar für ein Leben, das viel härter begonnen hatte als meines. Und ich fragte mich: Wie kann es sein, dass ich so viel habe und trotzdem das Gefühl in mir trage, es sei nicht genug? Diese langsame Blindheit, die nicht plötzlich kommt, sondern sich wie ein feiner Schleier über die Wahrnehmung legt. Tag für Tag. Bis man das Gute nicht mehr sieht, obwohl es direkt vor einem liegt. Ich habe mich an Dinge gewöhnt, die für meine Oma unvorstellbarer Luxus gewesen wären: ein eigenes Zimmer, ein warmes Zuhause, Bildung, Sicherheit, Freiheit, Möglichkeiten. So sehr, dass ich sie kaum noch sehe.

Manchmal spüre ich den Leistungsdruck wie ein Gewicht auf meiner Brust. Diese Tage, an denen die Aufgaben sich stapeln, die Zeit davonläuft und jeder Fehler sich anfühlt, als würde er über meine Zukunft entscheiden. Dann rutscht mir dieser Satz heraus, wie ein kurzer Moment des Aufatmens: Gott sei Dank. Nein, nicht als Flucht vor der Verantwortung, sondern als ein Bekenntnis: Mein Wert hängt nicht allein von einer Note, einem Ergebnis oder einer Leistung ab. Leistung bleibt wichtig, aber Dankbarkeit ordnet sie ein. Ich erkenne an, dass ich nicht alles selbst mache. Ich erkenne an, dass ich beschenkt bin. So wird Erfolg zur

verantworteten Gabe. Es befreit uns von der ständigen Angst, nicht genug zu sein und macht Raum für Gelingen und Scheitern.

Und gleichzeitig weiß ich, dass Dankbarkeit auch missbraucht werden kann. Dann wenn eigentlich Wut, Trauer oder Erschöpfung angebracht wären. Vielleicht ist das der Grund, warum die Bibel Dank und Klage nie trennt. Beides gehört zusammen. Beides ist menschlich. Beides ist wahr. Dankbarkeit ohne Klage wäre naiv. Klage ohne Dankbarkeit wäre hoffnungslos. Erst beides zusammen ergibt ein Herz, das sieht. Die Psalmen lehren uns: Lobe den Herrn, meine Seele und vergiss nicht, was er dir Gutes getan hat. Auch in Momenten der Trauer dürfen wir klagen und erst so erkennt das Herz, wofür es wirklich dankbar ist.

Weihnachten ist einer dieser Momente. Dieser Abend, an dem alle Erwartungen wie glänzende Kugeln in der Luft hängen. Man sitzt am Tisch, alle lachen und trotzdem spürt man innerlich eine Leere, die keiner bemerken darf. Es wird das zweite Weihnachten ohne meinen Opa. Er hätte gewollt, dass ihr fröhlich seid. Ein Satz, der sich anfühlt wie ein Pflaster auf einen gebrochenen Knochen. Sein Stuhl war noch da, nur er fehlte. Und dieses Jahr? Ich saß genau auf seinen Platz und wollte dankbar sein, weil alle es erwarteten. Ich lächelte, als könnte Dankbarkeit die Trauer übertönen. Aber wie soll Dankbarkeit heilen, wenn man sie benutzt, um nicht zu fühlen? Dieser Graue Star des Herzens. Nicht der Verlust eines Menschen macht uns blind. Sondern der Versuch, so zu tun, als würde er nicht weh tun. Echte Dankbarkeit kann nur wachsen, wo das Herz noch fühlen darf. Sie kann gleichzeitig sagen: Ich bin dankbar, dass ich dich hatte. Und: Es tut so weh, dass du nicht mehr bei uns bist. Sie verbindet Wunde und Erinnerung und lässt die Liebe sichtbar bleiben.

Dieses Jahr feiert Österreich 70 Jahre Staatsvertrag. Ein Jubiläum, das für meine Oma viel mehr bedeutet als für mich. Für sie ist es Erinnerung. Für mich ist es Geschichte. Und genau darin liegt der Unterschied: Sie weiß, wie zerbrechlich Frieden ist. Ich kenne ihn nur als Normalzustand. Sie weiß, wie wertvoll Freiheit ist. Ich nehme sie als selbstverständlich. Was früher Geschenk war, ist heute Anspruch. Was früher Freude war, ist heute Vergleich. Was früher Staunen war, ist heute Erwartung. Wir sind sozialisiert worden, im „Mehr“ nach Glück zu suchen und haben dabei verlernt, im „Genug“ zufrieden zu sein.

Als ich an diesem Nachmittag später nach Hause ging, dachte ich lange über meine Oma nach. Über ihre Geschichten, ihre Bescheidenheit, ihre Fähigkeit, das Gute zu sehen, selbst wenn es klein war. Sie hatte weniger, aber sie sah mehr. Vielleicht, weil sie wusste, wie schnell Dinge verschwinden können. Weil sie gelernt hatte, dass das Wesentliche selten laut ist. Weil Dankbarkeit für sie keine Floskel war, sondern eine Haltung. Und je länger ich

darüber nachdenke, desto mehr merke ich: Dankbarkeit ist nicht nur eine Tugend, sie ist eine Form von Wahrheit. Sie zeigt mir, was wirklich zählt. Diese selbstgestrickte Puppe meiner Oma. Ein kleines, unscheinbares Ding, das sie bis heute aufbewahrt. Für sie ist es ein Symbol dafür, dass Liebe nicht groß sein muss, um wertvoll zu sein. Es hat mir gezeigt: Dankbarkeit beginnt dort, wo ich das Kleine wieder sehe. Wo ich erkenne, dass das, was ich habe, nicht selbstverständlich ist. Wo ich spüre, dass mein Leben voller Geschenke ist, die ich nicht verdient habe und gerade deshalb umso mehr schätzen sollte. Diese Puppe ist ein kleines Licht, das zeigt, wie klar ein Herz sehen kann, wenn es dankbar ist. Jede Masche ist ein Beweis dafür, dass Glück nicht erarbeitet, sondern empfangen wird.

Ich verstehe nun was gemeint ist, wenn ein Mangel an Dankbarkeit wie ein Grauer Star des Herzens ist. Nicht, weil wir zu wenig haben. Sondern weil wir vergessen, wie viel uns geschenkt wurde, ohne dass wir es leisten mussten. Auch an die Lücke, die bleibt, wenn ein Mensch von uns geht. Dankbarkeit macht die Stühle nicht voll. Aber sie lässt mich sehen, dass Liebe nicht verschwindet, nur weil jemand fehlt. Und so wird jede Wunde zu einem Faden, der uns verbindet. Vergangenheit mit Zukunft. Schmerz mit Hoffnung. Mangel mit Geschenk.

Mein Leben ist kein Werk, das ich allein gestrickt habe. Es ist ein Gewebe, das mir anvertraut wurde. Aus Wolle gewoben, aus Dank geboren.